

Inhalt

Über diese Zeitschrift	1
<i>Gespräch</i> : Interview mit der Geigerin Isabelle Faust	1
<i>Beeindruckt</i> : Impressionen zur Picasso- Ausstellung in Madrid	3
<i>Debatte</i> : Elite? Cool!	4
<i>Gedicht</i>	6
<i>Lebensart</i> : Einigen wir uns auf Italienisch	6
<i>Tipp</i> : Volver	7
<i>Persönlich</i> : Willi van Hengel	8
Über die Gestaltung von <i>Kunst & Wort</i>	8



Über Kunst & Wort

Vom Herausgeber

Redaktion

Wir legen Ihnen eine neue Kulturzeitschrift vor. Die Idee dazu ist im Forum *Rock Poems* entstanden, einem kleinen Kreis von Lyrikern. *Kunst & Wort* wird über Themen der Künste und der Kultur sprechen. Dabei sind wir offen für die unterschiedlichsten Inhalte und Autoren. Unsere einzigen Kriterien für die Textauswahl sind Qualität und Relevanz.

Unser Anliegen ist das Gespräch über die Künste, über Schönheit und Geschmack, aber auch über die grundsätzlichen Aspekte von Kultur, über den menschlichen Geist und Verstand. Wir schreiben keine Abhandlungen für Spezialisten, sondern Texte, die sich an all diejenigen wenden, die Kunst und Feinsinn *leben*, für die Kunst, Wort und Kultur einen Lebensraum darstellen.

Bei alledem soll *Kunst & Wort* vormalig *Ihr* Forum werden – ein Forum, in dem Sie Ihre Meinung, Ihre Gedanken äußern können und in dem Sie in Kontakt mit interessanten Gedanken anderer bleiben.

Die Zukunft von *Kunst & Wort* hängt davon ab, wie die Zeitschrift von Ihnen aufgenommen wird und ob sie genügend Autoren versammeln kann. Gestalten Sie sie mit.



Gespräch

Die Seele ist eine Trommel

Interview mit der Geigerin Isabelle Faust

Das Gespräch wurde Ende August im Hotel Römerbad in Badenweiler geführt, nach einem Konzert mit Alexander Melnikov im Rahmen der Römerbad-Musiktage 2006.



Foto: Alvaro Yanez

Kunst & Wort: Können Sie sich an Ihre erste Begegnung mit dem Instrument erinnern?

Isabelle Faust: Die Begegnung mit der Geige kam über meine Eltern, speziell über meinen Vater. Meine Mutter ist Schulmusikerin und mein Vater hat mit 31 Jahren angefangen, Geige zu lernen, als Hobby – er hat sich damit seinen Jugendtraum erfüllt. Sicherlich wollte er auch, dass die Kinder Streichinstrumente lernen, wollte helfen können und stimulieren. Und es war tatsächlich so, dass er zuerst zwei, drei Jahre selbst Unterricht hatte und dann, als ich fünf war, irgendwann fragte: „Würde dir so was gefallen?“

Kunst & Wort: Sie wurden also zu dem Instrument hingeführt?

Isabelle Faust: Es war kein ausgesprochener Wunsch von mir, Geige zu spielen. Aber ich hatte das Beispiel meiner Eltern, die jede Woche zu Hause mit Freunden Streichquartett spielten. Diese kammermusikalische Hausmusikultur war sehr präsent. Die konkrete Idee kam dann von meinem Vater.

Kunst & Wort: Man fängt mit der Musik an als Kind, das nicht wissen kann, worum es in der Musik, in der Kunst geht. Wenn man dann aber im ständigen Kontakt mit ihr aufwächst, wie beeinflusst das einen jungen Menschen?

Isabelle Faust: Oh, dass ist für mich schwierig, zu beurteilen. Man fängt an, Geige zu spielen so, wie man laufen oder sprechen lernt. Geigenspiel gehört irgendwie dazu und macht auch Spaß. Dann kommen die ersten Konzerte, die ersten Jugendwettbewerbe und wenn das alles einigermaßen gut läuft, stellt sich Lob ein, Bestätigung, Erfolg. Durch Ansporn steigt auch der Anspruch und gleichzeitig entstehen die ersten wirklich intensiven emotionalen Erfahrungen.

Das ist mir zum ersten Mal ganz stark bewusst geworden, als ich mit meinem Bruder anfang, regelmäßig Streichquartett zu spielen. Auf so hohem Niveau Kammermusik zu betreiben, das war zu meiner Zeit oder in meiner Umgebung noch ziemlich ungewöhnlich. Durch die Kammermusik ist mir ein richtiger Stern aufgegangen; ich begann plötzlich zu begreifen, was Musik für den Menschen bedeutet, was sie einem geben kann. Die Kammermusik ist für mich das Tor zu einer ganz tiefen, ganz echten Beziehung zur Musik. Ich bin meinen Eltern dankbar, dass sie mir gerade diesen Zugang zu Musik ermöglicht haben – dass es eben nicht darum ging, Violinkonzerte zu pauken und einen Wettbewerb nach dem anderen mitzumachen, sondern dass ich gerade vom Zweitgeigenpult aus die Liebe zum Detail, zu den Harmonien und zum Zusammenspiel, das gerade beim Streichquartett so einzigartig ist, gelernt habe. Dass ich auf diesem Wege meinen Zugang zu Musik finden konnte, war ein großer Schatz.

Wenn man dann allmählich in die Karriere „hineinrutscht“, wird man auch dazu gezwungen, sich zu behaupten, Farbe zu bekennen.

Kunst & Wort: Ich verstehe es so, dass das Erlernen der Musik und auch der intensive Kontakt mit ihr den Charakter prägt ...

Isabelle Faust: Es ist eine sehr intensive Phase, wenn man sich vom Kind zum Erwachsenen entwickelt, und durch die Musik erlebt man sie emotionell hochkonzentriert. Was ich mit „Farbe bekennen“ meine, ist, dass man sich nach dieser Jugendphase, in der man verschiedenste Inspirationen aufgenommen und Idolen nachzueifern versucht hat, befreien muss. Man muss versuchen, sich selbst kennen zu lernen, um eine eigene Ausdrucksweise zu finden. Den Stil von anderen übernehmen zu wollen, das ist der falsche Weg.

Es gehört Rückrad dazu, sich in diesem Konzertbusiness (man muss schon von Business sprechen!) nicht irritieren zu lassen, sich nicht von seiner eigenen Linie ablenken zu lassen. Man muss zu sich selbst finden und dann diese eigene Linie durchziehen. Sonst bleibt die Kunst lauwarm, kann nicht wirklich ausdrucksstark, nicht ehrlich sein. Das hat auch etwas mit dem Charakter zu tun ... Ich war als kleines Kind sehr schüchtern.

Kunst & Wort: Man mag es kaum glauben ...

Isabelle Faust: Ja, ich fühle mich immer noch schüchtern, aber offensichtlich gelingt es mir, das zu überspielen. Man geht auf die Bühne, um das Publikum von dem zu überzeugen, was man tut, und zwar unter allen Umständen. Es fragt einen dabei ja niemand, ob

man vielleicht gerade deprimiert ist, wenn man an diesem Abend einen sehr fröhlichen Mozart zu spielen hat. Man braucht bei dieser Arbeit sehr viel Überzeugungskraft, unglaublich viel Energie, damit etwas wirklich beim Zuhörer ankommt.

Kunst & Wort: Wann entscheiden Sie, dass die Interpretation vollendet ist?

Isabelle Faust: Oh, sie ist nie vollendet. Das ist ganz klar. Das beste Beispiel ist das hier [*sie zeigt auf eine zusammengeschnittene, sichtlich viel benutzte Partitur der Sonate für Violine solo von Béla Bartók*]. Ich habe das Stück mit elf Jahren angefangen zu lernen – mit dem letzten Satz, damals für den Wettbewerb „Jugend musiziert“, und ich hatte das große Glück, mit dem ungarischen Geiger Dénes Zsigmondy zu arbeiten. Er lotste mich auf eine wunderbar ausdrucksstarke Art durch dieses Stück. Dadurch hatte ich eine bestimmte Interpretation und als ich nach Jahren endlich die ganze Sonate gelernt habe, habe ich sie auch oft ausgeführt und sie dann auf meiner ersten CD eingespielt. Nachdem ich sie nun eine Weile nicht mehr in meinem Programm hatte, dachte ich gerade heute: Jetzt nimmt sie plötzlich ganz andere Formen an. Ich glaube, so was wird immer mit den verschiedensten Stücken passieren. Ich denke nicht, dass ich irgendwann sagen kann: Diese Interpretation ist die endgültige Fassung.

Kunst & Wort: Was lässt sich dabei durch Analyse und Nachdenken, also durch Vernunft, was über Gefühle erreichen?

Isabelle Faust: Ich bin ein sehr emotionaler Mensch. Ich finde auch viel leichter Zugang zu einem Stück, wenn es mich emotional berührt (da bin ich sicher nicht die Einzige). Wenn ich eine Komposition gehört habe und spüre, dass sie etwas Besonderes für mich ist, dann braucht es gar nicht so viel Analyse. Diese Bartók-Sonate ist ein spezieller Fall, weil sie doch sehr sperrig und irgendwie monumental ist, und man sich schon Linien suchen muss. Aber das ist nicht bei jedem Stück so. Ich habe jetzt gerade dieses unglaubliche g-Moll Streichquartett von Mozart gespielt: Da fängt man an und segelt irgendwie dahin ... Wenn ich merke, ich werde getragen von der Musik, dann lasse ich mich auch treiben. Ich lasse mich von dieser Magie einfangen.

Kunst & Wort: Ist das das Ziel der Interpretation – das, was man fühlt, zum Publikum zu transportieren?

Isabelle Faust: Im Grunde geht es darum, ob jemand, der im Saal sitzt, vielleicht sogar weiter hinten, durch die Interpretation auf eine andere Ebene gehoben wird. Musik kann traurig stimmen oder erheben, sie kann durchrütteln oder den Kopf unglaublich anregen. Auf jeden Fall muss etwas durch die Musik geschehen. Wenn sich im Zuhörer etwas bewegt hat, dann ist schon ein Ziel erreicht.

Kunst & Wort: Welche anderen Künste sind Ihnen wichtig?

Isabelle Faust: Alle: Malerei, Darstellende Kunst, Tanz, Literatur – alle Künste haben ihre verschiedenen Möglichkeiten, genauso ausdrucksstark wie die Musik zu sein.

Kunst & Wort: Aber was kann Musik besser sagen als ein Gedicht oder ein Bild?

Isabelle Faust: [denkt einen Augenblick nach] Bei der Musik entstehen Spannungen im Raum. Während des Konzerts geschieht etwas, das in dieser Form nur in diesem Augenblick passiert. Ein Konzert ist sozusagen ein einmaliges Erlebnis und das wird auch im Publikum deutlich.

Kunst & Wort: Spüren Sie das?

Isabelle Faust: Ja, natürlich!

Kunst & Wort: Sie schauen das Publikum doch nicht an.

Isabelle Faust: Das spürt man. Das war ein sehr gutes Publikum hier. Es ist wirklich so, als ob Energiestrahlen auf einen zukommen würden, mit denen man dann die Musik kreieren kann. Das Publikum hat einen sehr großen Anteil am musikalischen Geschehen. Je kleiner der Raum ist, um so mehr, aber auch in einem großen Raum ist das so.

Kunst & Wort: Gibt es ein gemeinsames Ziel, das alle Künste verfolgen?

Isabelle Faust: Ohne die Kunst wäre unser Leben sehr arm und traurig – so, als wenn es keine Bäume gäbe. Ohne die Kunst wäre die Schönheit des Lebens nicht sichtbar; auch gäbe es nicht diese besondere Art der Kommunikation, die im Konzert entstehen kann. Das ist jetzt vielleicht etwas kitschig formuliert ...

Kunst & Wort: Das finde ich nicht.

Isabelle Faust: Die Musik rüttelt mich immer wieder auf. Wenn ich an den Alltagstrott denke, an die Reiserei und alles Unangenehme, das mit diesem Beruf verbunden ist, dann überwiegt immer die Gewissheit, dass die Musik mich glücklich macht. Jeder Mensch braucht Musik, ganz gleich, um welche Art es sich handelt: Musik ist für den Menschen notwendig, denn sie erhebt ihn in eine andere Welt.

Kunst & Wort: Das ist wahr. Musik ist offensichtlich von den Künsten diejenige, die wir am meisten brauchen. Vielleicht weil sie auf dem direktesten Weg in uns hineingeht. Die Emotionen, über die Sie gesprochen haben, und die damit verbundene Schönheit transportiert die Musik direkt ins Herz. Das ist wahrscheinlich das Geheimnis.

Isabelle Faust: Man braucht nur zu schauen, wie Kinder auf Musik antworten. Sie reagieren sofort. Bei allen Kulturen, bei den einfachsten Stämmen wird man Musik finden.

Kunst & Wort: Vielleicht ist unsere Seele einfach eine Geige?

Isabelle Faust: [lacht] Oder eine Trommel!

Kunst & Wort: Welche neuen Aufnahmen dürfen wir von Ihnen demnächst erwarten?

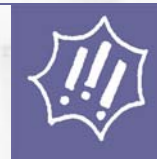
Isabelle Faust: Dieses Jahr habe ich drei CDs eingespielt; drei Violinkonzerte sind erstaunlich viel für

meinen normalen Rhythmus. Die erste, das Konzert von André Jolivet zusammen mit Chaussons „Poème“, erscheint jetzt. Danach folgen Beethovens Violinkonzert mit der Kreuzer-Sonate und anschließend das 2. Konzert von Martinů.

Kunst & Wort: Ich wünsche Ihnen weiterhin sehr viel Erfolg.

Das Interview wurde geführt von Andreas Sternowski.

Frau Faust hat eine CD signiert, die wir unter denjenigen auslösen, die Kunst & Wort weiterempfehlen. Schicken Sie uns den Namen und die E-Mail-Adresse Ihres Bekannten, den Kunst & Wort interessieren könnte. Vergessen Sie auch Ihren Namen und Ihre Adresse nicht.



beeindruckt

Picasso, Tradition und Avantgarde

Ausstellung in Madrid

Picasso. Tradición y vanguardia

Museo Nacional del Prado und Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofía

6. Juni bis 25. September 2006

Picasso ist einer der wenigen Maler, dem wohl alle Kunstliebhaber das Prädikat *Genie* gönnen. Unruhiger Geist, stets auf der Suche nach neuen Formen des künstlerischen Ausdrucks, hat er zu jeder Zeit außergewöhnliche Werke geschaffen: ausdrucksstark, malerisch virtuos gestaltet, unverwechselbar.

Zum 25-jährigen Jubiläum der Übergabe der *Guernica* an Spanien widmeten ihm nun jüngst die zwei wichtigsten Museen Madrids – Museo Nacional del Prado und Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofía – eine Ausstellung. Dieser lag eine ausgezeichnete Idee zugrunde: eine Gegenüberstellung der Bilder Picassos und ausgesuchter Bilder älterer Meister. Gerade bei Picasso erweist sich eine solche Konfrontation als besonders spannend, weil er nicht wenige seiner Gemälde als Paraphrasen zu El Greco, Goya, Delacroix, Velázquez und anderen gemalt hat. Aber auch, weil er – wie vielleicht kein anderer – die Moderne Kunst vertritt und seine Werke sich hervorragend dazu eignen, über die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der traditionellen und der modernen Malerei nachzusinnen.

Beging man die Ausstellung, so traf man zuerst auf die Kontrastierung von Picassos „La Poète“ mit einem Gemälde seines Zeitgenossen und Freundes George Braque: „Le Portugais“ und „La Poète“ sind nicht zufällig sehr ähnlich. Sie sind wahrscheinlich zur selben Zeit in Céret entstanden, wo Braque Picasso 1911 besucht hat. Beide Bilder sind nach dem Prinzip des analytischen Kubismus gemalt, mit dem die Künstler damals experimentiert haben. Da zudem ähnliche, fast monochromatische Farbpaletten zum Einsatz kamen, wirken beide Gemälde wie aus derselben Hand. Das Motiv tritt hier – am Ausgang der kubistischen Dekonstruktion und sogar bei der anschließenden Konstruktion aus den einzelnen Facetten – sehr deutlich in den Hintergrund.

Picasso baut seine Figur räumlich, wie auf einer Pyramide – Braque flach, in einem Dreieck. Das Resultat ist bei beiden homogen, künstlerisch vollendet und vergleichbar. Picassos Bild hat mehr Elemente, die auch im Einzelnen etwas besser erkennbar sind. Braque gelingt es im Gegenzug (nicht zuletzt durch eine klarere Komposition) dem gesamten Bild einen malerisch überlegeneren Ausdruck zu verleihen.

Dass sich Picasso auch direkt auf die Werke anderer bezogen hat, zeigte die Gegenüberstellung des berühmten Gemäldes „Las Meninas“ (1656) von Diego de Velázquez mit mehreren Variationen, die Picasso 1957 anfertigte: „Las Meninas“ und „L’Infanta Margarita Maria“, die alle die zentrale Figur aus Velázquez’ „Las Meninas“ thematisieren.

Velázquez betritt mit seinem Werk zu seiner Zeit Neuland, indem er eine Szene darstellt, die eigentlich das von ihm porträtierte Königspaar gesehen haben musste. Damit vertauscht er in gewisser Weise die Rollen des Beobachters und des Beobachtenden – sozusagen die Avantgarde à la 17. Jahrhundert. In der Ausführung der Avantgarde des 20. Jahrhunderts ist die kühne Idee von Velázquez unbedeutend – Picasso hat bereits alle Mittel der Modernen Kunst, vor allem die rein malerischen, zur Verfügung. So verändert er die Formen und Farben, er abstrahiert. Es scheint ihm richtig Freude zu bereiten, mit der von Velázquez reich gestalteten Szene zu spielen: Er nimmt sich nicht nur die Freiheit, Thema, Form, Stil etc. zu variieren, es gelingt ihm auch, mit seinen Werken Scherze zu treiben.

Insgesamt hat Picasso innerhalb weniger Monate eine Serie von über 50 Ölgemälden als Paraphrasen zu „Las Meninas“ gemalt; fünf von ihnen präsentierte die Ausstellung und ließ derart einen wichtigen Aspekt seines Talents deutlich hervortreten: seine Fähigkeit, die künstlerische Sprache zu variieren und sich einem Thema ungezwungen und frei zu nähern.

Eine weitere interessante Kontrastierung fand der Besucher gleich neben der *Guernica*: „Massacre en Corée“ von Picasso (1951), „3.Mai 1808 in Madrid“ (1814) von Francisco de Goya und „Erschießung Kaiser Maximilians“ (1869) von Edouard Manet.

Vor allem das wunderbar ausdrucksstarke Ölgemälde von Goya scheint Picasso inspiriert zu haben: Dieselbe Anordnung der Mörder und Opfer sowie eine ähnliche Dynamik zwischen schießenden Soldaten und wehrlosen Zivilisten komplettieren die gleiche Dramaturgie der Szene. Picasso zeichnet die Männer zackig, unpersönlich und uniform, die Frauen und Kinder dagegen weich, individuell, situativ und ausdrucksvoll. Dabei verzichtet er auf die Fokussierung einer Person, auf expressive Mimik, auf Blut und überhaupt auf Farben und adressiert so nicht nur unsere Gefühle, sondern auch unseren Verstand.

Alles in allem waren es diese Gegenüberstellungen, die die wirklich sehenswerten Höhepunkte der Madrider Ausstellung ausmachten; bedauerlicherweise waren es nur wenige. Die Anzahl der Werke Picassos – sieht man von den Skizzen zu *Guernica* ab – war für eine so groß angekündigte Ausstellung eher enttäuschend. Jedoch beherbergt der Prado auch in seiner permanenten Sammlung so viele wunderbare Bilder, dass man den einen oder anderen Vergleich in der Zukunft auch selbst anstellen kann.

A.S.

Kunst & Wort muss noch den Weg zu ihrem Publikum finden. Helfen Sie uns dabei. Schicken Sie uns den Namen und die E-Mail-Adresse eines Bekannten, den Kunst & Wort interessieren könnte. Unter den Einsendungen verlosen wir einen englischsprachigen Katalog zur Ausstellung: „Picasso. Tradition and Avant-Garde“, 422 Seiten. Vergessen Sie nicht, Ihren Namen und Ihre Adresse anzugeben.



Debatte

Elite? Cool!

In dieser Rubrik werden Debatten geführt. Kultur und Kunst entfalten sich im Gesamtsystem einer Gesellschaft und unsere Gesellschaft wird heute zunehmend globaler. Wir sehen die Rolle kulturell engagierter Menschen auch darin, sich zu aktuellen gesellschaftlichen Themen zu äußern, sich einzumischen und den Lauf der Dinge ein Stückchen beeinflussen zu wollen. Hier ist der Platz dafür.

Mit dem folgenden ersten Beitrag möchte der Herausgeber von Kunst & Wort die Debatte über Elite eröffnen. In den letzten Jahren hat man dazu viel gesagt und geschrieben – jedoch nicht immer Konstruktives. Gerade deshalb erscheint ihm das Thema hoch aktuell und wichtig.

Neulich las ich im *Spiegel* (2006, Nr.33, S. 149) folgendes Zitat von Pierre Boulez:

„Das Konzept der Elite ist wirklich unerträglich [...] Wer Elite sagt, der äußert damit eine bestimmte Geringschätzung: Wer nicht elitär ist, den kennen wir gar nicht, mit dem brauchen wir uns nicht auseinanderzusetzen.“

Ach so, dachte ich mir, unter Elite versteht er also „Prominenz“ ... – interessant, weil der Redakteur des *Spiegel* in seiner vorgeschalteten Frage die Behauptung aufstellte, dass die Neue Musik eine Kunst für eine immer kleiner werdende Elite sei, und somit wohl eher „eine kleine Minderheit“ im Sinn hatte.

Eine Streitaussage entstand also mal wieder, weil man nicht hinterfragte, was eigentlich gemeint war, und der einer unter einem Begriff etwas anderes verstand als der andere. Das ist der häufigste Grund für Streitigkeiten um Ideen und Meinungen.

Die zitierte Nebenbemerkung des Komponisten nutzte die Zeitschrift für den Untertitel des gesamten Interviews („P. Boulez über [...] den leidigen Begriff der Elite und die Zukunft der Neuen Musik“), offensichtlich in Anspielung auf

eine Debatte, deren Heftigkeit zum größten Teil darauf beruht, dass die Teilnehmer unterschiedliche emotionale Konnotationen mit dem Begriff der Elite verknüpfen. Nur wenn man darunter bloß „Minderheit“ oder „Prominenz“ meint, trägt man zu dieser Debatte kein konstruktives Milligramm bei, stiftet dafür aber viel Verwirrung.

Warum erhitzt dieser Begriff überhaupt die Gemüter? Dass die Nazis ihn missbraucht haben, kann doch heute kein ernstgemeinter Grund mehr sein – wir können uns nicht einen großen Teil unseres Wortschatzes für immer stehlen lassen. Und an eine Restauration der erblichen Aristokratie denkt heute wohl auch niemand. Der wahre Grund muss die Angst sein, dass, wer unserer Gesellschaft eine Elite zugesteht, unter Umständen die Konsequenz akzeptieren muss, selber nicht zu dieser zu gehören.

Kulturelle Elite

Elite ist ein gutes Wort, knapp und treffend. Es sagt uns, dass Menschen gemeint sind, die etwas Besonderes leisten, können oder wissen – Persönlichkeiten also, an denen wir uns orientieren können, wenn wir besser werden wollen. Wenn man den Begriff verschweigt oder zerredet, erzeugt man eine Kultur der Durchschnittlichkeit. Und genau hier möchte ich meinen Stock in den Ameisenhaufen stecken. Weil so viele Demokratie mit Egalitarismus verwechseln und Egalität mit Durchschnittlichkeit, werden oft die schwersten ideologischen Waffen gegen die Idee der Elite ausgefahren. Unsere Gesellschaft braucht aber Eliten, heute mehr denn je und darüber möchte ich in diesem kurzen Essay schreiben.

Elite bedeutet eigentlich Auslese. Nun spricht man von Auslese, wenn man etwas Feines, Wertvolles, Besonderes bezeichnen möchte – Wein beispielsweise im Gegensatz zu Bier. Wende ich den Begriff auf Menschen an, dann möchte ich genauso an die besonders Ausgebildeten, die besonders Klugen oder moralisch Edlen denken und nicht an diejenigen, die besonders frech, stark oder hübsch sind. Denn ich unterstelle, dass die geistigen Aktiva eines Menschen höher zu bewerten sind als die äußeren und dass diejenigen, die besonders laut sind, bei der Auslese wahrscheinlich durchfallen werden. Darf ich Auslese aber überhaupt auf Menschen anwenden? Nein, höre ich viele rufen – Liberté, Fraternité, Égalité und Biere aller Länder vereinigt euch. Wie kann ich aber den 14. Dalai Lama oder Albert Einstein oder auch Simon Rattle übersehen?

Also möchte ich, um meinen Kritikern das Leben schwer zu machen, gleich zu Beginn den Begriff Elite in dem meines Erachtens korrekten Sinne definieren. Elite hat nichts mit dem Gehalt und schon gar nichts mit dem Vermögen zu tun (es gibt genügend gut bezahlte Einfaltspinsel und unzählige reiche Dummköpfe) und auch nicht zwangsläufig mit den besuchten Schulen (auch Sie werden sicher Leute mit akademischen Titeln getroffen haben, die weder mit ihrem Verstand noch Charakter herausragen). Ebenso wenig ist die Position in der Gesellschaft, Kultur oder Wirtschaft – der Erfolg also – ein Garant für Vorbildlichkeit (die unzähligen Beispiele von erfolgreichen Menschen, die sich weder durch Klugheit noch durch guten Geschmack, sichere Urteilskraft, geschweige denn durch moralische Integrität hervortun, lehren uns das immer wieder). Selbst der Bekanntheitsgrad hat in unserer modernen Mediengesellschaft mit intellektuellen bzw. geistigen Verdiensten nichts mehr zu tun. Damit sind alle soziologischen Definitionen von Elite unbrauchbar. Das ist

auch gut so, weil diese mit ihren Macht-, Funktions- und Leistungseliten das Terrain nur vernebeln und den Neidern Gegenargumente liefern. (Soziologie muss stets etwas zählen. Damit ist sie für das Nachdenken über menschliche bzw. gesellschaftliche Werte oder Ziele gänzlich ungeeignet.) Für die Mächtigen, Reichen oder für diejenigen, die von den Massenmedien als Verbrauchsartikel präsentiert werden, haben wir schon genügend andere Bezeichnungen – dafür brauchen wir das schöne Wort Elite nicht. Elite muss etwas Eigenständiges, Spezielles bezeichnen, sonst wäre der Begriff überflüssig. Das ist der Grund, warum ich das Wort Elite nur im Kontext herausragender geistiger oder moralischer Leistungen von Menschen gebrauche. Solche Menschen werden in unserer Gesellschaft nur selten sichtbar und haben keine Lobby. Geben wir ihnen wenigstens einen Namen, den der Elite, um sie besser in das individuelle und kollektive menschliche Bewusstsein zu heben. Wenn man unter Kultur die geistigen und gestaltenden Leistungen einer Gesellschaft versteht, dann ist hier nicht nur die Bezeichnung intellektuelle, sondern auch kulturelle Elite angebracht.

Elite der Individuen

Warum lege ich so großen Wert auf die Bezeichnung und ihre präzise Definition? Weil man damit eine Idee, ein Idealbild, ein Modell etabliert. Und warum brauchen wir einen solchen Archetyp? Weil wir einen Gegenentwurf zu den Modellen brauchen, die uns Massenkultur und Massenmedien vorsetzen. Dort hat intellektuelle Leistung und Charakter an Bedeutung verloren.

Menschen, besonders junge, brauchen Beispiele von positiv besetzten, anspruchsvollen Lebensentwürfen, wobei diese zuallererst ihre Aufmerksamkeit erregen müssen. Moderne Gesellschaft bedeutet vor allem Kommunikation. Wir sollten darüber nachdenken, wie wir Kommunikationsprozesse dazu nutzen, ein wünschenswertes Bild von Elite zu verbreiten.

Ja, wir brauchen ein Ethos der kulturellen Elite. Wir brauchen eine klare Unterscheidung zwischen Exzellentem und Durchschnittlichem, zwischen Substanziellem und Papiermiché. Wir brauchen ein Ethos der Bildung, der intellektuellen Leistung, der moralischen Integrität. Wir dürfen das Terrain nicht den Manipulanten aus Politik oder Wirtschaft überlassen, denn wir brauchen Individuen, die eigene, wohl überlegte Meinungen vertreten, die etwas Substanzielles in die Gemeinschaft einbringen. Elite ist für die Demokratie unerlässlich, weil sie mündige, intelligente und anspruchsvolle Bürger hervorbringt.

Gesellschaft mag mehr als die Summe der Individuen sein, aber die kulturelle Elite ist kein System, nicht einmal eine geschlossene Gruppe. Es sind immer Einzelne, die sich entscheiden, den anstrengenden Weg der Bildung zu gehen, und sich anspruchsvollen Lebenszielen stellen. Als Mitläufer wird man nicht zu Elite. Es ist das Ergebnis einer lebenslangen Arbeit an sich selbst. Die kulturelle Elite sollte man also als eine Menge von Individuen betrachten, sonst begibt man sich in Regionen, in denen ideologische Lanzen gebrochen werden, und erreicht nichts. Für eine elitäre Menge von Individuen stellt sich keine Frage der Unzugänglichkeit: Sie bleibt in ihrer Natur offen. Auslese ist kein Zustand, sondern ein Prozess und wer zu den Besten gehören will, muss sich stets durch Leistung hervortun.

Wenn die kulturelle Elite eine Summe von Individuen ist (und deswegen, zugegeben, schwer zu bestimmen), wie kann man sie aufbauen und fördern? Indem man ihren positiven Ruf lanciert und die bestmögliche Bildung bereitstellt. Genau an diesem Punkt kreuzen sich unsere Wege wieder mit der Idee der Egalität, solange diese als Chancengleichheit für alle verstanden wird. Unser Bildungssystem ist minimalistisch und auf den Durchschnitt ausgerichtet. Überlässt man qualitative Bildung primär dem Elternhaus, verstößt man de facto gegen die Chancengleichheit. Ein Paradebeispiel dafür ist die staatliche Verneblungsaktion, die unter dem Namen „Offene Ganztagschule“ lanciert wird. Ein zusätzliches Angebot wäre doch für Kinder aus sozial schwachen Familien am nötigsten. Diese werden die Offene Ganztagschule aber nicht in Anspruch nehmen können – sie kostet Geld. Da auch der Staat nicht in die Tasche greifen will, wird das Angebot zum großen Teil mit Hilfskräften realisiert – die Qualität leidet entsprechend. Der Fakt, dass gleichzeitig das Kindergeld erhöht werden soll, macht uns die in Deutschland in den letzten Jahrzehnten hervortretende Idee der Egalität besonders deutlich: Sie steht für die Gleichheit aller, nicht für Chancengleichheit.

Bildung ist aber das wichtigste Element der Eliteförderung. Hier kann die persönliche Entscheidung eines jungen Menschen, exzellente Leistungen hervorzubringen und eine herausragende Persönlichkeit zu werden, Gestalt annehmen. Und wenn er diese Entscheidung getroffen hat, kann die Hilfe nur darin liegen, dass man es gutheißt, ihn zur Umsetzung motiviert, ihm zusätzliche, individuelle Entwicklungsmöglichkeiten verschafft und ihm positive Beispiele an die Hand gibt. Positive Beispiele sind in Deutschland übrigens notwendiger als in England oder Frankreich, wo man bei Vorbildern Kontinuität bewahren konnte.

Elite als Motor der Gesellschaft

Wenn ich sage, dass wir besonders hier und besonders jetzt eine Elite brauchen, dann nicht zuletzt, um die ungeschriebenen Grundannahmen unserer Gesellschaft und unserer Politik zu verändern und in ihr die notwendige und zeitgemäße Kraft und Dynamik zu erzeugen. Der Ruf nach Individualität sollte nicht die Freiheit bedeuten, alles zu tun und zu lassen, sondern die Entfaltung des Individuums als höchsten Wert anerkennen. Demokratie sollte nicht auf Gleichmacherei, sondern auf Chancengleichheit bauen. Die Gesellschaft sollte nicht den Durchschnitt umwerben, sondern stets auf das Wertvollste verweisen. Exzellenz muss *cool* werden!

Jede Zeit braucht ihre Elite. Unsere Zeit hat neue Probleme und Herausforderungen. Heute ist weder übertriebene Angst vor Machtgruppen (wenigstens im Inland) nötig, noch müssen wir unsere Energie in den Kampf gegen privilegierte Gesellschaftsschichten investieren. Stattdessen gilt es, unsere Gesellschaft und Kultur fit zu machen, so dass sie sich gegen interne Verdummungstendenzen behaupten und eine angemessene Antwort auf die externen ökonomischen Herausforderungen und kulturellen Gegenentwürfe finden kann. Wir brauchen kluge, hoch qualifizierte und leistungsbereite Menschen, die den Fortschritt, wie immer er sich auch in der Zukunft gestalten mag, vorantreiben. Wenn wir so denken, wie der eingangs zitierte Pierre Boulez zu denken scheint, und bei dem Begriff Elite auf den großen Rest fokussieren statt uns

an den Besten unter uns zu orientieren – dann werden wir weiter auf der Stelle stampfen. Die beste Methode, den Durchschnitt zu erhöhen, ist, die Elite zu fördern!



Gedicht

Bruch

Xenia Diaz Orejarena

Du meldest Dich nicht. Ich melde mich auch nicht.
Aber ich hoffe immer noch, dass Du es tust.
Warum Du? Weil ich es nicht sein werde.
Weil die Stille nach meiner letzten Nachricht,
wie ich denke, wohl Dein Zeichen ist,
dass Du sie willst – diese Stille.
Mir fällt es schwer,
sie, diese Stille, dröhnt in meinen Ohren
und ich versuche immer wieder,
mich an die unangenehmen Momente zu erinnern,
die anstrengenden,
die schwierigen,
die ärgerlichen,
die nicht verstandenen,
all diese eben.
Zeitweise gelingt es und macht mich mutig.
Bis dann das Lauschen in die Stille wieder in mich einbricht,
in Zyklen sozusagen,
wie das grelle Licht des Mondes
in die verhüllende Dunkelheit der Nacht.
Oder ich lehne mich zurück,
blinzele in das milde Licht der untergehenden Herbstsonne
und lausche,
während die Klänge der Stadt wie Wellen der
Meeresbrandung
Erinnerungen über die Dächer in die Hinterhöfe spülen.



Lebensart

Einigen wir uns auf Italienisch ...

Küche ist eine wichtige Sache, besonders wenn sie italienisch ist. Apropos, kennen Sie die Geschichte der Rezepte des Signore Pellegrino Artusi?

Als Italien zwischen 1861 und 1870 zu seiner nationalen Einheit fand, dauerte der Prozess der landesweiten Identitätsfindung länger als etwa in Deutschland. Es gab noch keine von allen Regionen anerkannte einheitliche Sprache und die Bürger identifizierten sich weniger mit ihrem Land – mehr mit ihrer Stadt, ihrem Dorf oder ihrer Region. Was sie vielleicht am meisten verband, war die Liebe zum guten Essen und die gespürte Überlegenheit des eigenen Geschmacks über den Geschmack anderer Nationen. Dabei spielte sicherlich die alte Animosität gegenüber Frankreich, die durch den kulinarischen Hochmut der Franzosen noch verstärkt wurde, eine gewisse Rolle.

Also machte sich Signore Artusi, ein Florentiner Seidenhändler, der als Mitglied des Geheimbundes „Giovine Italia“ für die vereinte Republik gekämpft hatte, daran, Rezepte aus den verschiedensten Regionen Italiens zu sammeln. Daraus entstand 1891 ein Kochbuch mit fast 800 Rezepten: „La scienza in cucina e l'arte di mangiar bene“ („Von der Wissenschaft des Kochens und der Kunst des Genießens“). Artusi nutzte die toskanische Mundart, um die unzähligen regionalen Dialekte zu vereinheitlichen, und verstreute in seinem Text diskret Anmerkungen zur Einheit der Nation, Kultur, Sprache und der Ars Vivendi.

Mit seinem lockeren Plauderton gewann er nicht nur die Herzen der Köche und Hausfrauen, er vertrieb auch fast alle französischen Bezeichnungen der Gerichte aus den italienischen Salons und stärkte damit das nationale Selbstbewusstsein. Ja – so wichtig kann Küche sein.

Und Deutschland? Es ist trotz vieler Dialekte und regionaler Identitäten weitgehend vereinigt. Und die noch ausstehende kulinarische Vereinigung erledigen für uns gerade die Italiener!

Was uns dabei erwartet? *Kunst & Wort* sprach über die italienische Küche mit Igino Bacchiocchi, Koch der *Trattoria San Leo* in Düsseldorf.

Kunst & Wort: Ihr Restaurant ist immer voll. Woran liegt das?

I. Bacchiocchi: [lacht] Wir nehmen nur frische Ware, Gemüse, Kräuter, Fisch, Fleisch – und wir kochen schnell ... Es klappt einfach.

Kunst & Wort: Das tun wahrscheinlich viele, trotzdem gibt es Unterschiede ... Was ist wichtig für gute italienische Küche? Sie haben schon frische Zutaten genannt. Was noch?

I. Bacchiocchi: Olivenöl. Das ist das Wichtigste. In Italien kommt Olivenöl überall hinzu oder hinein, sogar in den Kuchen. Es darf kein anderes Fett sein. Butter nehmen wir nur, wenn jemand krank ist. Warum, weiß ich nicht, aber wenn man in Italien für einen Kranken kocht, nimmt man Nudeln mit ein bisschen Butter.

Dann ist die kurze Vorbereitungszeit wichtig. Lange Kochzeiten sind out. Die Zutaten werden zusammengestellt, sie werden kurz vorbereitet und landen auf dem Teller. Noch in der Kochschule habe ich das anders gelernt. Früher hat man um 6, 7 Uhr angefangen und gekocht und geschnitten und gekocht ... Heute kauft man ein, bereitet es kurz zu, fertig.

Was noch? Ich gehe nicht mit einem Rezept im Kopf einkaufen. Ich kaufe zuerst das, was gerade gut, frisch ist, und überlege erst danach, was ich kochen werde. Dazu braucht man natürlich etwas Kreativität.

Kunst & Wort: Gibt es Zutaten, die Sie nie benutzen würden?

I. Bacchiocchi: Nein, nicht grundsätzlich. Man darf nur nicht in ein Gericht zehn Zutaten geben, wie es manchmal in den Kochbüchern steht – zehn verschiedene Kräuter, zehn Geschmäcke. Zwei, drei, nicht mehr. Schauen Sie nach Asien oder Südamerika: Wenn Sie zum Beispiel zum Chili Zimt geben, das schmeckt nicht mehr nach Fleisch. Nehmen Sie Spaghetti aglio olio – das sind drei Zutaten. Jede Sache muss ihren eigenen Geschmack haben. Ich war schon mal bei einem Dreisternekoch. Fantastisch, perfekt,

aber sechs verschiedene Sachen auf einmal. Das ist so, als wenn ich vier verschiedene Nudelsorten auf einen Teller legen würde!

Kunst & Wort: Gibt es überhaupt so etwas wie bessere und einfache Küche in Italien?

I. Bacchiocchi: Die italienische Küche unterscheidet nicht zwischen arm und reich. Die Armen essen Nudeln und die Reichen essen Hummer. Aber die Vorbereitung ist die gleiche.

Kunst & Wort: Sehen Sie einen Unterschied zwischen den Produkten der traditionellen Landwirtschaft und der modernen Massenproduktion?

I. Bacchiocchi: Ja. Zum Glück gibt es in der Zwischenzeit wieder eine Gegenbewegung. Nehmen Sie beispielsweise die gelbe Zucchini [er lacht] oder die violette Tomate. Ich nehme sie manchmal wegen der Farbe, als Gag, aber geschmacklich ist das nichts.

Kunst & Wort: Gibt es ein Unterschied zwischen der italienischen Küche in Deutschland und in Italien?

I. Bacchiocchi: Ja, man muss in Deutschland mit vielen Soßen arbeiten. Wir lieben es dagegen trocken: Gebratenes Kaninchen kommt in Italien ohne Soße auf den Teller. Hier muss es Soße sein.

Kunst & Wort: Jeder Koch hat seine Geheimnisse beim Kochen? Was ist Ihr Geheimnis?

I. Bacchiocchi: Habe ich nicht. Sehen Sie, wir haben hier eine offene Küche. Wenn jemand fragt „Wie machen Sie das?“, dann zeige ich es ihm. Ich versuche einfach auf der Ebene meiner Mutter und Großmutter zu bleiben, mehr nicht.

Kunst & Wort: Wie sieht für Sie die vollkommene Mahlzeit aus?

I. Bacchiocchi: [lacht] Essen, dann Wein und dann Liebe.

A.S.



Tipp

Volver

Film von Pedro Almodóvar

Frauen sind einfach faszinierend – mit dieser Meinung steht Almodóvar nicht allein. Sie können hilflos sein und dann wieder unheimlich stark. Mit ihrer Intuition kommen sie weiter als der Rest der Menschheit mit scharfer Logik. Sie sind voller Gefühle und retten damit die Welt, jeden Tag aufs Neue.

*Volver*s Erzählweise liegt irgendwo zwischen Carlos Saura und Hollywood-Komödie. Auf vortreffliche Bilder und verdichtete Stimmungen folgen Szenen, die platt, grob gestrickt sind. Da gibt es das phänomenale Bild des Dorffriedhofs, voller Frauen, die die Gräber putzen und gegen den Wind kämpfen, und völlig alberne Windräder, die immer wieder eingeblendet werden. Sachen, die der

Zuschauer schon seit langem geahnt hat, werden unnötig bis auf Punkt und Komma erklärt.



© Foto: Paola Ardizzoni y Emilio Pereda

Aber irgendwie ist es auch ein Märchen und in dieser Schattierung verzeiht man es dem Regisseur. Dafür gibt es zwei einfache Gründe. Zuerst sind die Gefühle echt. Mehr noch, mit deren Panorama zwischen Liebe und Trauer scheint der Film das Wesentliche über die Weiblichkeit zu sagen: Ihre Entwicklung vom Mädchen bis zur Greisin (das eigentliche Thema dieser Geschichte) sowie die dabei offenkundig werdende Kontinuität, die zur Essenz des Weiblichen wird – all dies überzeugt, ist wahrhaftig. Der zweite Grund sind die Darstellerinnen, die einfach wunderbar spielen. Wer Penélope Cruz hier auf der Leinwand sieht, muss an Sofia Loren denken und die junge Spanierin hält den Vergleich bravourös.

Also doch ein großer Film? Nein, aber Sie sollten ihn unbedingt sehen! Unser Leben ist doch so: unbeständig und nicht perfekt. Leid wird von Freude abgelöst, einer Tragödie folgen Lächerlichkeiten und bevor Frau stirbt, bäckt sie noch Schmalzringe für ihre Töchter, die zu Besuch kommen sollen, verpackt sie in Plastikdosen und beschriftet diese, so dass jede ihr Gebäck mitnehmen kann.

Und welchen Anteil haben dabei die Männer? Das frage ich mich auch!

A.S.



Jedes Buch hat eine Seele

persönlich

Willi van Hengel

Hab ich es nicht von Anfang an gesagt, gewusst, da merkte ich nur, dass ihr mich ausgelacht habt, hinter vorgehaltener Hand. Ich sollte zwar nichts davon mitbekommen; aber da habt ihr euch getäuscht, wie so oft im Leben ...

Und nun lese ich euch aus meinem Buch vor, hoffend, dass von seiner Seele etwas zu euch rüberschwappt, die Sätze wie Wellen aus zu feuchter Aussprache.

Ihr wisst gar nicht, dass es das Buch schon gar nicht mehr gegeben hat, dass es nicht mehr existierte. Es hat eine Zeit gegeben – um die Jahreswende des Jahrtausends –, da wollte ich von Philosophie und Literatur und Büchern

nichts mehr wissen. Doch zu leer war damit alles! Die Folge war eine Lebens- und Beziehungskrise, die mich zu der Frage drängte, was ich auf dieser Erde eigentlich wollte, wozu ich eigentlich geboren wurde.

Und da erinnerte ich mich an meine „Lucile“ mit ihrem ureigenen Charakter. Ein Roman, der sich – zu meinem Leidwesen, denn ich musste unendliche Geduld aufbringen – seine Zeit aussuchen würde.

Genau das habe ich im März eines gewissen Jahres gemerkt, als ich auf der Buchmesse in Leipzig eigentlich meinen Agenten treffen wollte. Wen aber habe ich getroffen? Den Menschen, der „Lucile“ ans Licht der Welt holen würde, meinen Verleger Heinz Trautvetter (dem sein Name einige Ehre macht). Just in dem Augenblick, als ich den Stand D106 überblickte, war zumindest keine Art Agent zu erkennen, vielmehr begrüßte mich ein netter Herr mit Mundbart, bot mir einen Cappuccino an und wir wussten, dass das der Beginn einer wunderbaren Sprache sein würde. Es gibt keine Zufälle auf der Welt. Es sollte so sein. Und ab da ging alles wahnsinnig schnell; und vor allem: Es war so unkompliziert. Was bis dahin über drei Jahre gedauert hatte, ohne Ergebnis zudem, ließ sich nun binnen zwei Monaten auf die Beine stellen.

„Lucile“ scheint also wie eine Katze zu sein: Sie lässt sich nur von dem anfassen, von dem sie berührt werden will! Auch ich habe unter diesem herrlichen Geschöpf zu leiden. Aber ich leide gern!

Willi van Hengel ist einer der Autoren im Forum „Rock Poems“. Sein Buch „Lucile“ ist kürzlich im Verlag Edition Lithaus, Berlin, erschienen.



Über die Gestaltung von Kunst & Wort

Redaktion

Um den Autoren einen besseren Einblick in die Inhalte von *Kunst & Wort* zu geben, hier die geplanten Rubriken:

- *Gespräch* – Interview mit einem Künstler oder einer anderen Persönlichkeit aus Kultur oder Wissenschaft
- *Debatte* – Essays mit diversen Thesen und Meinungen zu Themen, die uns gesellschaftlich relevant erscheinen
- *Wider den Strom* – Artikel über die Künste und andere kulturelle Themen
- *Reflektiert* – Gedanken zu Themen der Kultur, Gesellschaft und Wissenschaft
- *Grenzenlos* – Beitrag eines ausländischen Autors
- *Tipp* – kultureller Tipp
- *Beeindruckt* – Rezension, Bericht oder Besprechung über ein zeitgenössisches Werk oder ein aktuelles kulturelles Ereignis
- *Wiederentdeckt* – Besprechung eines älteren – vorwiegend literarischen – Werkes oder ein Text, der durch ein solches Werk inspiriert wurde
- *Insider* – Information über eine Stadt, eine kulturelle Einrichtung, ein Event o. Ä. im lockeren Ton
- *Lebensart* – Texte über Essen, Lebensstil und alles, was man genießen kann

- *Persönlich* – persönliche Aussage eines Künstlers oder Autors: über seine Arbeit oder zu einem Thema der Kultur
- *Gedicht*

Impressum:

Kunst & Wort, Texte über Kunst und Kultur, eine unabhängige Kulturzeitschrift
Herausgeber: Andreas Sternowski

Adresse: Kunst & Wort
Postfach 20 05 28
D – 40103 Düsseldorf
Deutschland

E-Mail: Redaktion@kunst-und-wort.de
www.kunst-und-wort.de

Beiträge bitte in elektronischer Form einsenden
Kostenloses Abonnement unter: www.kunst-und-wort.de
Text- und Grafikpublikation nur mit schriftlicher Genehmigung des Herausgebers und mit Angabe der Quelle

Lektorat und Korrektur: Dr. Alexandra L. Zepter.
Logo und Icons: Thomas Hoyer
Die Redaktion dankt Teresa Fritsch für ihre Fotografie, deren Ausschnitt als Hintergrundbild verwendet wurde.